

Der Kanonen - Donner von Königgrätz war vernehmlich, die Militärmusikanten in Nikolsburg abgehört, die große Parade der 1. Armee vor Sr. Majestät auf dem Marschfelde im Angesicht von Wien vorüber und schließlich am 20. August der Friede von Prag zu Stande gekommen.

Am 22. Juni waren wir von Göttingen aus mit der Bahn befördert worden, am 20. Juli standen wir vor Wien, am 21. August vor hier als stolze Sieger über das Feindheer, über Prag und Dresden, über Warschau, über Berlin und in die Heimath anzufragen.

Nach der Weite recht heißen und anstrengenden Marschtagen erreichten wir am 29. September das letzte Quartier vor Prag, woselbst wir Quartiere auf dem städtischen Schlosse des Herrn von A. freundliche und auch in materielle Hinsicht vorzügliche Aufnahme fanden. Sehr gerührt aber wurde unsere Freude durch das hier auftauchende Gerücht, daß unser Korps nicht nach Prag kommen, sondern, diese Stadt östlich umgebend, direkt auf Dresden weiter marschiren sollte.

Zwei Meilen nur von Prag entfernt — die Taschen voll Geld und nicht hinfinkommen — die einzige Gelegenheit, es je zu sehen, so unbenutzt vorbeizugehen lassen? En unermüdlicher Gedanke für uns junge, ununternehmungslustige Lieutenants.

Über — was thun? — Den Kompagnieführer bitten, auf einige Stunden hinüberfahren zu dürfen? Vielleicht erlaubt er es ohne Wissen des gestrenghen Bataillons - Kommandeurs.

„Ja, meine Herren, ich kann Ihnen das nicht gestatten, thun Sie, was Sie wollen, ich weiß von Nichts — aber morgen früh 5 Uhr steht das Bataillon zum Abmarsch hier vor dem Schlosse bereit!“

Das genügte. Bald sahen wir zu Bieren — seit dem Verlassen unserer heimathlichen Garnison zum ersten Male wieder in tabelloser Uniform und — „Ladnießeln“ — in den weichen Postfertigkeiten der Kavallerie unseres liebenswürdigen Quartierwirthes und ruhigen seelenbergnüt durch die sonnenbeschienene Herbstlandschaft dem ersehnten Ziele zu.

Nach anderthalbstündiger Fahrt stiegen wir in einem ganz in der Nähe des eben passirten Stadtthores gelegenen Hotel Prags ab, beglückten den Aufseher mit einem förmlichen Trinkgeld und entließen ihn mit dem Bemerkten, daß wir, um die Güte seines Herrn nicht länger in Anspruch zu nehmen, am Abend mit einer Prager Droschke in's Schloß zurückkehren würden.

Wir lernten den Verabredeten, Punkt 7 Uhr Abend hier im Hotel uns wieder zur Rückfahrt zusammenzufinden, tranken wir uns.

An Lebensjahre der Wette — ich war im Herbst 1864 aus der Landwehr zur Linie übergetreten — traf ich pünktlich um 9 Uhr im besagtem Hotel wieder ein, aber wer nicht kam, das waren die lieben Kameraden. Es schlägt 2, es schlägt 3 und 4 10.

Endlich erscheinen in sehr vergnügter Stimmung zwei. Aber wo bleibt der Dritte? Schließlich stellt in stolzer Laune auch dieser sich ein. Schnell wird der bestellte Wagen bestiegen und im scharfen Trab geht zum nahen Thor, welches nach kurzer Auseinandersetzung der wachhabende Offizier der biederer Prager „Bürgerwehr“ uns öffnen läßt.

Vom Thore aus gehen strahlenförmig nach verschiedenen Richtungen die Straßen auseinander, alle mit turmhohen lebenden Hecken eingefast und genau einander gleichend. — Sehr richtig der Aufseher an uns die jetzt seitwärts fahre, wohin er denn eigentlich fahre soll? — Ein jeder schreit fährt uns in die Glieder, — ja — wohin?

Rathlos und stumm blicken wir uns an; Keiner von uns hatte eine Ahnung, wo unser Quartier liegt, in welcher Richtung es liegt, von welcher Straße wir gekommen.

Nur so viel wir uns erinnern, daß wir etwa eine halbe Stunde vor Prag einen kleineren Frieden passirt hatten, auf dessen Marktplatz das mit einem Thurm versehene Rathhaus stand.

„Aha“ — meint der Aufseher, — „nun weiß ich Bescheid, steigen die Herren nur wieder ein.“ — Wir fahren und fahren, aber kein Rathsflecken läßt sich blicken. Inzwischen hat der Himmel mit drohenden Wolken sich bezogen, es wird dunkler, und bald strömt der aus den vielen böhmisch - mährischen Wäldern uns sowohl bekannte Wäldchenregen vom Himmel hernieder. Zimmer unheimlicher wird uns zu Muth, verschwunden ist jede Milderkeit, eine furchtbare Ahnung beschleicht uns.

„Wir sind auf falscher Fährte!“ — Da — plötzlich — ein lautes: „Halt — Werda?“

Mit einem Ruck hält der Wagen mitten auf der Straße. Wir springen heraus. Vor uns steht ein preussischer Doppelposten mit Examinitrupp. Vom Führer des Regiments erfahren wir, daß das Regiment, zu welchem er gehört, bereits in Prag gewesen und nun auf dem Wintermarsche hier herum in Quartieren liegt. — O, tempora, o mores! — Also hatten wir gerade die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, — denn wir lagen ja noch „vor“ Prag und sollten es erst passiren. Der durchsuchte Aufseher führt einige Kiliade, macht Rehet und fährt ohne Weiteres

nach Prag zurück — keinesfalls allerdings das Klügste, was er thun konnte. Nach abermaliger dreierleiständiger Fahrt halten wir wieder vor dem Stadtthore. Kein Zureden, kein Trinkgeld vermag den förmlichen Posten zu bestimmen, nunmehr einen anderen Weg einzuschlagen. Er klingelt am Thor, fährt krummend hinein, die mächtigen Thorflügel schlagen hinter ihm zusammen, und wir — stehen tothlos vor dem verschlossenen Prag.

Jetzt wurde die Lage peinlich. Wir hatten alle Vier den Feldzug gegen Dänemark mitgemacht, waren in der Nacht des 29. Juni im feindlichen Feuer über den Alpen und abgestiegen bei Sadowo kundenlang im Granatenfeuer der Defensivkämpfe gestanden und manchen Sturm erlebt, aber was war das Alles gegen die Aufregung, welche jetzt unserer schuldbeladenen Gewissen sich bemächtigte!

Um 5 Uhr steht das Bataillon zum Wintermarsch bereit, so hatte der Kompagnieführer gesagt, und hier standen wir nun rathlos, von der menschlichen Hilfe so weit in finsterner Mitternacht und in fremdem Recken vor Prag verschlossenen Thore.

Was nun? Hier stehen bleiben und die Morgendämmerung abwarten? — Unmöglich! — Also: „Vorwärts!“ lautete die Parole, nur fort von hier, fort von dem abschaulichen Prag, und zwar so schnell die Beine uns tragen wollen.

Im Marschiren hatten wir ja hinreichende Übung, freilich aber nicht in „Ladnießeln“, die wir jetzt zu allen Zweifeln wünschten. Auf gut Glück wird ein in entgegengesetzter Richtung führender Weg eingeschlagen. — Wir marschiren und marschiren, das Wasser läuft uns am Rücken herunter bis in die Stiefel, die Vorhand über, die Vorstadt mit dem gekürzten Rathhaus, sie kommt nicht.

So waren wir in wesentlich anderer Stimmung, als bei unserer Heerfahrt wohl eine halbe Stunde in wahren Sturmmarsch marschirt, als wir schließlich der Landstraße in einiger Entfernung ein Licht erblickten.

Ein Licht inmitten dieser unheilvollen Finsterniß. Und wunderbar, als ob dieses Licht uns Rettung bringen müßte aus der Noth, — wir athmeten erleichterten Herzens auf. Durch den tiefen Schussegraben, querfeldein über verschiedene Hecken und eine niedrige Gartenmauer führt uns der Weg in einen parkartigen Garten und dort endlich an das erleuchtete Fenster.

Wir klopfen. Es ist der Portier einer städtischen Villa, der nach unserem Begehre zu fragen scheint, — scheint, — denn er sprach scheckisch und verstand kein Wort deutsch. Nur soviel machten wir ihm klar durch Gestikulationen, daß wir das Hofthor uns öffnen und den Herrn des Hauses werden solle.

Bald sehen wir in den Corridoren des Hauses Lichter sich hin und her bewegen, und jetzt erscheint in dem sich öffnenden Hauptportale der hohe, vornehme Gestalt eines beehrten Herrn in rotzplüschigem Schlafrock. Er erkennt uns sogleich als preussische Offiziere, nötigt ungeschickt unseres schmutzbespitzten Aussehens in gutem Deutsch uns höflich in ein Zimmer und nimmt theilnehmend unseren Bericht entgegen.

„Ja, meine Herren, ich würde Ihnen ja gern helfen, meine Cavaliere. Ihnen mit Freunden zur Verfügung stellen, hin auch meinen Willen im Umkreise hier beurlauben, die jene Vischfälle, jene kennst, aber wenn Sie mit wessen dem Namen Ihres Quartierwirthes, noch den des Ortes nennen können, so weiß ich ja beim besten Willen nicht, wohin ich Sie fahren lassen soll! Können Sie mir nicht wenigstens das Schloß oder die Persönlichkeit des Besitzers näher beschreiben?“

Während ich nun mittheilte, von dem Fenster meines, nach dem Schlopphause hinaus gelegenen Zimmers ein freisformiges, von schwarzem Marmorrand eingefastes und mit Schönen bedecktes Wasserbassin bemerkt zu haben, und ein anderer Kamerad ein Bild des Schlopphause zu entnehmen versuchte, rief unser liebenswürdiger Wirth: „Besitzer vernünftig darzulegen: „Aha, nun bin ich orientirt. Das ist ja mein guter Freund K! Nun, meine Herren, sind wir aus aller Verlegenheit! Ich gebe sofort Befehl zum Anspannen, und in zwei Stunden sind Sie an Ort und Stelle. Aber nun schnell einen Koffer und ein Glaschen Portwein, das wird Ihnen gut thun.“

Wir stimmten über von Glück und Dankbarkeit, und nie hat uns ein Glas Portwein herrlicher gemundet.

Warm drückten wir die Hand unseres Retters und bald sahen wir abermals in einer herrschaftlichen Equipage, deren sanftes Wiegen uns schnell den letzten Schlaf der Jugend finden ließ.

Als der Aufseher, die Waagenthür öffnend, uns wieder, leuchtete von Osten her das erste Morgenroth uns entgegen, der Regen hatte aufgehört, und wir befanden uns wirklich und wahrhaftig im richtigen Kantonement, und zwar, — wie wir wohlweislich dem Aufseher gesagt hatten, — nicht vor dem Schlosse selbst, sondern mitten im Orte, denn das Rollen des Wagens sollte „nicht hören!“

Mit klugen Münzen trugen wir dem Aufseher nochmals unseren innigen Dank auf an seinen gültigen Herrn und eilten schnell, doch möglichst geräuschlos in unsere Zimmer auf dem Schlosse, — um fünf Stunden später, und zwar diesmal mit Trommel- und Peuten Schlag, abermals durch das uns nur zu wohlkannnte Thor in Prag

einzurücken, — denn es war inzwischen der mit allgemeiner Freude begrüßte Befehl eingetroffen, daß wir nun doch mehrere Tage der Ruhe dort pflegen sollten.

Niemand außer unserem wohlwollenden Kompagnieführer hat je von unserem Abenteuer erfahren. Von uns Bieren aber bin ich der einzige Lebende, — ein alter pensionirter Staboffizier, — die anderen Drei haben in treuer Pflichterfüllung auf Frankreichs Schlachtfeldern ihr Herzblut vergossen und ruhen dort in fremder Erde.

Sternschnuppen.

(Von Ossit.)

Die Nacht sank herab . . . Ganz verloren in einem tiefen Sessel, einem von den bequemen, die uns einhüllten und gleichsam festhalten, in einem Boudoir, das ganz weiß war wie frischer Schnee, lag die junge Frau träumend. Alles war weiß und lieblich und zierend um sie her, und alles das sah ihr ähnlich.

Der Kopf auf die Hand gestützt, gleich sie einer blauen Rose, einer sehr seltenen zarten weißen Rose, von einer besonderen Weiße, ohne Glanz — und ihre großen Augen waren das Einzige, was Farbe hatte in ihrem Gesicht.

Sie hatte einige Bücher und die Zeitungen vom Tage — — Freitag, den 13. November — — neben sich. Den ganzen Tag über vor lauter Besuchen von Schneiderinnen war sie nicht dazu gekommen, die Zeitung zu lesen, und nun entfalte sie sie.

Sie überflog das Inhaltsverzeichnis. Aus der Gesellschaft . . . Neuigkeiten vom Ausland: „In Brasilien.“

Deputirten-Kammer: „Die Subvention der Oper.“

Beschiedenes: „Sternschnuppen.“ Und plötzlich wurde durch diese Worte die ferne Vergangenheit in ihr herausbeschworen und ihr Interesse wurde mächtig angefaßt. Sternschnuppen!

... Sie sah sich wieder als ganz kleines Mädchen, im Diquekleid und in Strümpfen, mit ihrer alten Amme Christine. Und sie erinnerte sich noch sehr wohl der phantastischen Erzählung ihrer verstorbenen Schwester Beronita über diesen Gegenstand.

Sie lächelte bei dem Gedanken an den tiefen Glauben, den sie damals in die geheimnißvolle Macht der Sternschnuppen gesetzt hatte.

Man müßte sich irgend etwas wünschen! J. B. viele Erdbeeren zu essen im nächsten Sommer, oder glücklicher Besizer eines Spielzeugs aus dem „Rain-Vien“ zu werden — kurz, irgend ein solcher Wunsch von gleicher Wichtigkeit — die Hauptsache war, den Wunsch auszusprechen, im gleichen Augenblick, wie der Stern fiel.

Sie erinnerte sich genau, wie sie einmal Nachts aufgedenken war, im langen, schleppten Nachkleid, wie es die ganz Kleinen tragen, in das sich ihre kleinen heißen Füßchen verwickelten — ganz leise, vorsichtig schleichend wie die Indianer thun, und mit unerschöpften Linsen, die sie aus einem Buch geschöpft hatte, — einer Erzählung voll Schrecken von den Rothhäuten — hatte sie sich aus ihrem Bett gleiten lassen und sich bis zur Terrasse vorgebeugt. Dort, wo jede unmittelbare Gefahr abgewendet war, hatte sie sich wie eine Schildwache aufgeplant, weil beim Frühlicht ein Herr befragt hatte, daß es gerade in dieser Abendnacht Sternschnuppen regnen würde.

Sie hatte gut zwanzig Minuten gewartet, immer wie einen Rosenkranz den Gegenstand ihres Wunsches murmelnd, um den günstigen Augenblick nicht zu verfehlen — denn wenn man auch nur einen Augenblick zu spät kommt, helfen alle Bitten nichts mehr, und der Wunsch bleibt unerfüllt.

Sie hatte sich keine kindischen Sachen gewünscht — wie ihre Schwester oder ihre Freundin Clarisse es thaten — nein ihr Streben ging höher: „Ich möchte schön sein!“ Diesen Satz hatte sie mindestens fünfmal wiederholt!

Ein etwas trauriges Lächeln huschte über ihre Lippen.

Wie sie am anderen Tage ausgezankt wurde, als sie endlich ihr Mißthat eingestand, da sie eine schreckliche Erklärung davongetragen hatte! Aber wie gleichgültig und ruhig hatten sie auch die langen Vorwürfe Christine's und sogar die grausame Entziehung ihrer Lieblings-Bücher von Gustave Aimard gelassen.

Trotz alledem fühlte sie sich im innersten Grund ihres Herzens froh und sicher, daß ihr Wunsch in Erfüllung gehen würde, denn sie hatte geduldig gewartet, bis sie einen Stern, einen prächtigen hellen Stern, hatte fallen sehen — er war vom Himmel geflogen, einen wunderbaren weichen Bogen beschreibend — und ganz genau, in diesem Augenblick, hatte sie es gesagt: „Ich möchte schön sein!“ Das war also sicher! Ihr kleines Herzchen weidete sich stolz: Sie würde schön sein! Schön wie ihre große Cousine, die berühmte Laura, die von aller Welt bewundert wurde. — Und sie würde auch von aller Welt bewundert werden. Sie würde auf Wälden glänzen — auch wie Laura — vielleicht noch mehr, denn bei ihr waren die Sterne, die mächtigen, unfehlbaren Sterne, vor denen sie ihre Schönheit hatte! — Und das war das höchste ihrer Wünsche und Träume gewesen.

Sie lächelte wieder traurig, ein leichtes ironisches Lächeln.

Und doch war es so gekommen!

Ihr Wunsch hatte sich erfüllt, sie war sehr schön geworden — und sie hatte auf Wälden glänzt — sehr glänzt!

Sie las den Artikel auf der dritten Seite: „Wie fonderbar!“ denkt sie, „es ist heute gerade der gleiche Abend, vom 13. zum 14., wie vor fünfzehn Jahren!“

Und wieder vertiefte sie sich in ihre Träume, aber diesmal dachte sie nicht an ihre Kindheit, sie dachte an die Gegenwart.

Sie stand auf und näherte sich dem Fenster. Man konnte den Himmel nicht gut sehen wegen der hohen Häuser, die gegenüber standen. Da öffnete sie das Fenster und neigte sich hinaus.

Und sie träumte vor sich hin: „Was würde ich mit wohl heute wünschen, wenn ich noch an diese Frage glaubte?“

Sie seufzte. Ihr ganzes Leben zog vor ihr vorüber, ihre Heirath, die auf Uebereinkommen der Eltern abgeschlossen worden, dann ihr ganzes farbloses und eintöniges Leben, das leer an Liebe und Reiz gewesen war.

Würde sie denn niemals jemand lieben?

Ihr Herz fängt an, etwas schneller zu klopfen: Er ist sehr verführerisch, sie sieht das Lächeln seiner blauen Augen vor sich.

Ein unbestimmtes Unbehagen ergriß sie — wie jedesmal wenn er sie ansah. — Haben sie nicht etwas hartes, etwas kaltes und grausames diese Augen?

Sie sieht nach dem Himmel: „Was soll ich mir wünschen?“ denkt sie. Denn sie glaubt wieder daran — ihr scharfer, kindlicher Aberglaube ist wieder da, in voller Kraft, mächtig und bezaubend.

„Was soll ich mir wünschen? . . . Daß er mich liebt? . . . Nein, daß er mich wahrhaft liebt! . . . Warum ist er doch gestern nicht gekommen? . . .“

Aber wie sehr sie sich auch zum Fenster hinausbeugte, sie sah keinen fallenden Stern.

Und sie denkt weiter: „Daß er mich liebt, ist sicher. . . Aber seine Augen sind so hart! . . .“

Und plötzlich füllt sich ihre Seele mit Trauer.

„Ich bin recht unglücklich“, denkt sie. „Da wie eine Erluchtung kommt es über sie: „Ich möchte glücklich sein! . . . Das ist es, was ich mir wünschen muß!“

Eine große, tödtliche Hoffnung stieg in ihr auf, denn die Sterne lügen nicht!

Und auf einmal scheint der Himmel von unzähligen flimmernden und beweglichen Lichtern zu erglänzen!

Eines nach dem anderen beschreiben sie ihre lange anmuthige und biegsame Linie.

Da strebt sie voller Entzücken ihre beiden Arme aus und beugt sich vor: „Ich möchte glücklich sein!“ murmelt sie, mit strahlenden Augen und einem Lächeln ewiger Glückseligkeit auf den Lippen. Mehr und mehr beugt sie sich vor, fortwährend wie eine Hauberformel die Worte murmelnd: „Ich möchte glücklich sein!“

Da plötzlich verliert sie das Gleichgewicht und gleitet in die Tiefe hinaus, wie ein großer weißer Vogel.

Die Sterne lügen nicht!

Sie sieht nicht einmal einen Schrei aus, sie fiel förmlich sanft gegen einen spitzigen Stein, ihre Schläfe farbte sich mit rothen Tröpfchen, und das war die einzige Farbe in ihrem Gesicht, denn ihre großen Smaragd-Augen hatten sich geschlossen.

Senft wurde sie gar nicht entstellt, sie litt nicht im geringsten!

Sie blieb schön und auf ihren Lippen hing ein seliges Lächeln.

Eine abergläubige Person, die vorüberging, meinte, daß an diesem Unfall der Tag Aquid sei, der Freitag und der Dreizehnte. . . .

Zollherze.

Ein französischer Journalist begab sich, wie das „Journal des Debats“ erzählt, im vergangenen Winter nach Brüssel. In seinem Gepäck hatte er ein Paar Schmiedeschuhe, die er noch nicht getragen hatte; das tann Jedem passiren, und der Zeitungsman war sich keines Verdrüßens bewußt. Der belgische Zollbeamte, der das Gepäck an der Grenze untersuchte, war nicht der Ansicht. Er spürte sofort die neuen Schuhe auf und fragte mit der feierlichen Amtsmiene eines Großinquisitors: „Was ist das hier?“ — „Das sind wahrscheinlich Schuhe“, erwiderte der Journalist, der den Ernst der Lage nicht begriff. — „Neue Schuhe?“ — „Natürlich, ganz neue Schuhe.“ — „Aber dann müssen Sie ja Zoll zahlen, wissen Sie das?“ — Er wußte, daß er mußte, und er zahlte. Der Herr hat uns selbst die Dichtung gegeben, auf welcher der ganzen Mi- und Nachwelt mitgetheilt wird, daß er 4 Fr. 50 Cent. bezahlt hat, weil er „gegerbtes Leder“ nach Belgien einführte. „Gegerbtes Leder“ als Bezeichnung für neue Schuhe ist ohne Zweifel ein ebenso eigenartiger als dichterisch verwendbarer Ausdruck. Aber die Herren Zollbeamten haben noch weit gewähltere Ausbrüche. Das sollte jüngst ein schweizerischer Anthropologe erfahren. Der Gelehrte kehrte von einer patagonischen Forschungsreise zurück mit einer großen Anzahl Kisten, die patagonische und andere Schädel enthielten, die er während seiner Wanderfahrten gesammelt hatte. Die schweizerische Zollbehörde öffnete die Kisten und gerieth in die größte Wuthregung und Aufregung. Solche Waare hatte man noch nie gesehen.

Nach langen Berathungen theilte man den Anthropologen mit, daß seine Schädel wie gewöhnliche Knochen behandelt werden und den Einfuhrzoll nach Gewicht, so und soviel auf 100 Kilogramm bezahlen müßten. Der geistliche Gelehrte war empört und erklärte, daß es eine Ungehörigkeit sei, wenn man Ueberreste von Menschen wie gewöhnliche Knochen des ersten besten Thieres abschätzen wolle. Gegen alle Erwartung machte dieser Beweisgrund Eindruck. Die Zollwächter ließen die südamerikanischen Schädel frei einführen, indem sie sie in folgender Weise bezeichneten: „Gebrauchte Effecten halbwilder Völkerschädel.“

Aus W. v. Humboldts Briefen.

Geist hat manche Leserin Wilhelm v. Humboldts Briefe an eine Freundin gelesen, vielleicht aber wissen nur wenige, daß diese Dame eine einfache Blumenarbeiterin war. Charlotte Hilkebrand, so hieß die Dame, war die Tochter eines Pastors, verheiratete sich mit einem Dr. jur. Diebe, wurde nach fünfjähriger, unglücklicher Ehe Wittwe, verlor ihr Vermögen und war darauf angewiesen, sich selbst zu ernähren. Zu ihrem Vergnügen hatte sie zuweilen verjucht, Blumen und Blätter der Natur nachzuahmen. Sie fing nun an, dieses in größerem Maße zu betreiben, mietete sich ein kleines Gartenhäuschen, in dem sie mit ihren vielen jungen Mädchen arbeitete; die Blumen zur Vorlage und Nachahmung zog sie meist selbst in dem kleinen Gärthchen. W. v. H. hat sie einst selbst dort besucht, sich sehr über die hübschen, fröhlichen Mädchengesichter und die anmuthige, poetische Beschäftigung gefreut. Sie hatten sich als ganz junge Leute auf einer Reise in Piemont kennen gelernt, waren drei Tage beisammen gewesen und hatten so viel Gefallen aneinander gefunden, daß W. v. H. ihr nach der Mode damaliger Zeit ein Stammbuchblatt zum Abschied überreichte, mit der Worten: „Gefühl für's Wahre, Große und Schöne abelt die Seele und befehligt das Herz; aber was ist selbst dieses Gefühl ohne eine mitempfindende Seele, mit der man es theilen kann!“ Dieses Blättchen benutzte Ch. H. nach 26 Jahren, um sich dem großen Staatsminister in Erinnerung zu bringen und um seinen Rath zu bitten. Und wie liebenswürdig und erfreut antwortete ihr derselbe. Er bat sie, vorerst ein Darlehen von ihm anzunehmen, um ein Jahr ihrer Gesundheit leben zu können und dann einen Beruf zu erlernen, denn Arbeit, welcher Art sie auch sei, schäufte nie den Menschen, im Gegentheil, sie abelt ihn. Unter Anderem sagte er: „Die Stimmungen der Seele sind den Wolken zu vergleichen, die bald licht und hell, bald düster und finster aufgetürmt einherziehen. Es läßt sich nicht immer sehen, woher sie kommen, wohin sie ziehen, aber die Sonne verdeckt sie. Die Sonne für das Gemüth ist der Wille, und wenn dieser nicht ausreicht, der Glaube. Aus beiden gemeinsam entspringt der Friede der Seele, den jeder bedarf, ebenso der im Glanz Lebende, wie der mit Kummer Beladene.“

Edwiga.

Extravaganzen einer Kaiserin.

In der Pariser „Revue des deux Mondes“ erzählt Frederic Masson über die Lebensgewohnheiten der Kaiserin Josephine neue Einzelheiten. Zu jeder Zeit und an jedem Orte, wo sie für längere oder längere Zeit Wohnung nahm, mußte ihr ein Repräsentations-Salon zur Verfügung stehen, in dem alles tyrannischer Etiquette unterworfen war. Dann beanspruchte sie ein überaus luxuriöses eingerichtetes Wohnzimmer, in dem sie, wie in ihrem Boudoir und Schlafzimmer, beständig Veränderungen und Verschönerungen vornehmen ließ. Allein für ihr Schlafzimmer wurden in einem einzigen Jahre 99,982 Fr. verausgabt, ohne daß die Ausstattung des Raumes die Kaiserin nur aus wenig wirklich befriedigt hätte. Die Inventar-Aufnahme ihres Trouffous lief ergeben, daß Napoleons Gemahl sich etwa 500 Hemden besaß, von denen das einfachste 200 Francs gekostet hätte. Ihre Toiletten waren von unbeschreiblicher Pracht und zeugten gleichfalls von unergreiflichem Verschwendung. Wie kostbar ihre Roben gewesen sein müssen, erleiht man aus dem Umstande, daß die Rechnungen für Kleider und Hüte in dem Zeitraum von sechs Jahren die Totalsumme von 1,573,653 Francs erreichte. Der Friseur Josephine war der seiner Zeit sehr berühmte Haarkünstler Duplan, der für seine Dienste bei der Kaiserin ein jährliches Gehalt von 42,000 Francs bezog. Mit welcher Sorgfalt die gefällige Frau die Spuren der Zeit von ihrem Gesicht fern zu halten suchte, beweist die Summe von 3447 Frs., die in einem Jahre für Puder und Schminke verbraucht wurde.

Ein älterer Adel. V.: „Wir stammen aus einem Adelsgeschlechte, das schon vierhundert Jahre existirt.“ — V.: „Ach Jott, vor vierhundert Jahren da wurde meinem Großvater bereits der Adel aberkannt.“

Neue Sachbildung. Lehrer: „Versuche einen Satz mit der Präposition „über“ zu bilden.“ — Schüler: „Das Pferd . . . des Pferd . . .“ — Lehrer: „Ganz gut, nur weiter!“ — Schüler: „Das Pferd springt . . .“ — Lehrer: „Richtig! das Pferd springt über den . . .“ — Schüler: „Das Pferd springt über dem, daß man es liebt!“

In der Fremde.

Wenn du in der Fremde weilst, Vernuß du erst die Heimath schätzen, Vernuß du, daß die schönsten Länder Nicht die Heimath dir erzeihen.

Und je weiter du gezogen, Und je länger dein Verweilen, Um so heißer dein Verlangen: Könnst' ich wieder heimwärts eilen! —

Hab' das Beste mitgenommen, Was die Heimath mir gegeben: Eine treue deutsche Hausfrau, Deutschen Sinn und deutsches Streben.

Und das Süßlein, das uns beiden In der Fremde ward geboren, Soll ein rechter Deutscher werden, Wahr und treu, so ist's geschworen.

Hab' im fernen Lande also Mir ein deutsches Heim gegründet, Daß ein quälendes Heimweh Nicht den Weg zum Herzen findet.

Doch das süße, süße Sehnen Nach der Heimath fernem Räumen Will ich nähren, will ich pflegen, Und im Wachen selig träumen.

Herr von Ribbed auf Ribbed im Sabelland.

Ein Birnbaum in seinem Garten stand, Und kam die goldene Herbstzeit Und die Birnen leuchteten weit und breit.

Da stopfte, wenn's Mittag vom Thurme scholl, Der von Ribbed sich beide Taschen voll,

Und kam in Pantinen ein Junge daher, So rief er: „Junge, wist' ne Beer?“ Und kam ein Mädel so rief er: „Lütt Dirn,

Kumm man röwer, is hebb' ne Birn.“ So ging es viele Jahre, bis lobesam Der von Ribbed auf Ribbed zu sterben kam.

Er fühlte sein Ende, 's war Herbsteszeit, Wieder lachten die Birnen weit und breit.

Da sagte von Ribbed: „Ich scheid nun ab, Legt mit eine Birne mit ins Grab.“ Und drei Tage darauf, aus dem Doppelpelzhaus,

Trugen von Ribbed sie hinaus, Alle Bauern und Büdner mit Feiergeficht, Sagen: „Jesus, meine Zuberficht“, Und die Kinder klagten, das Herze schmerzt.

„Je is dot nun. Wer gibt uns nu 'ne Beer?“ So klagten die Kinder. Das war nicht recht, Ach, sie konnten den alten Ribbed schlecht.

Der neue freilich, der knaufert und spart, Häit Park und Birnbaum strenge vermahrt.

Aber der alte vornehm schon Und voll Mißtrauen gegen den eigenen Sohn,

Der wußte genau, was er damals that, Als um eine Birn' ins Grab er bat, Und im dritten Jahr aus dem stillen Haus

Ein Birnbäumchen sproßt sproßt heraus. Und die Jahre gehen wohl auf und ab, Längst wölbt sich ein Birnbaum über dem Grab.

Und in der goldenen Herbstzeit Leuchtet's wieder weit und breit Und kommt ein Jung' über 'n Kirchhof her,

So flüstert's im Baume: „Wist' ne Beer?“ Und kommt ein Mädel, so flüstert's: „Lütt Dirn, Kumm man röwer, is dew Di 'ne Birn.“

So spendet Segen noch immer die Hand Des Ribbed von Ribbed auf Haveland.

Auf dem Hühnergrab.

Der Weißdorn buftet um 's Hühnergrab, Ich schau' über Wiesen und Felder hinab Zum blauen Meer, das ruhig träumt, Den Himmel spiegeln, vom Wald umfümt.

Ein leiser Hauch die Gräber bewegt Ich laufche, ob nichts in der Erde sich regt, Ob nicht in heißer Mittaggluth Der Schlafster erwacht, der drinnen ruht.

Stilk Alles, es weht nur leise der Wind, Am Hügel unten spielt still ein Kind, Es leuchtet die Fluth über 's Wiesen-grün

Und Weißdornbüsche das Grab umflü'n. G. D o e h l e r.